

Nr. 220. Bromberg, den 14. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

Elias Wohlgeruch hauste in einem der schmutzigsten, dumpfigsten Gäßchen von Barnow. Weder das Haus, noch der Mann machten dem Familiennamen große Ehre. Moderig und baufällig war die Spelunke, die wackeligen Mauern halb in die Erde gesunken, und das Innere bestand aus einem einzigen leidlich großen, wüsten und feuchten Raum, der alles in einem war: Küche, Empfangszimmer und Schlafsaal der Familie, Lehrsaal der Anstalt und Studierzimmer des Hausherrn. Da hockten in einem Knäuel an die vierzig Kinder, die größeren auf Schemeln, die kleineren auf dem nackten, schlüpfrigen Lehmboden, unter ihnen Reb Elias. Was sie trieben, hörte man durch das ganze Gäßchen: ein eintöniges Summen und Surren, in welches sich zuweilen ein durchdringendes Jammergeheul mischte.

Gerade als die Frau mit dem Knaben vor dem Häuschen hielt, ging drinnen eine solche Exekution vor sich. Frau Rosel erbleichte, faßte die Hand des Kindes fester und zauderte einen Augenblick. Dann schüttelte sie finster den Kopf und trat über die Schwelle. Freilich wich sie im selben Augenblicke unwillkürlich zurück; sie war draußen in ihrem reinlichen Feldhäuschen solcher Düfte nicht gewohnt, wie sie diesen düsteren Raum erfüllten. Denn zu der Ausdünstung der vielen Menschen kam der Dunst des Herdes, an welchem Frau Chane Wohlgeruch das Mittagessen bereitete, und überhaupt genau so waltete, wie Schiller singt, nur daß sie nicht bloß den Knaben, sondern auch den Mädchen wehrte und bald dem, bald jenem ihrer Kinder eine ungeheure Maulschelle gab. In ähnlichen Bewegungen bestand auch die Haupttätigkeit ihres Gatten; nur daß er bei der großen Anzahl der Schüler die eigene Hand, so knochig und fest sie war, nicht für ausreichend hielt und darum immer ein scharfkantiges, messingbeschlagenes Lineal schwang, auf welchem mancher dunkle Fleck saß, nicht Tinte, sondern Blut.

Das war übrigens nur das Werkzeug für den ersten Torturgrad. Der zweite wurde neben der Tür vollzogen, wo auf einem Schemel ein anscheinend harmloser, aber in guten Essig getauchter Birkenzweig ruhte — er ruhte aber selten —. Der dritte Grad endlich wurde in einem dunklen Winkel geübt; dort war ein Haufe scharfkantiger Steine geschichtet, auf die man den armen kleinen Sünder gebunden hinwarf.

Als die Rosel mit dem neuen Zögling eintrat, war gerade nur das Lineal in Tätigkeit, aber auch dies wirkte, wenn man aus dem Geheul des eben bearbeiteten Jungen schließen durfte, sehr energisch. Auch der Lehrer war offenbar erregt, und wenn der hagere, furchtbar verwahrloste Mann mit der ungeheuren Geiernase im verkniffenen Gesichte auch sonst keinen gemütlichen Eindruck machte, so mußte er nun in seiner Raserei geradezu unheimlich erscheinen.

Der kleine „Pojaz“ schrie denn auch, als sollte er an den Spieß gesteckt werden. Frau Rosel zauderte abermals. Aber dann gab sie dem Bübchen einen festen Ruck und brachte ihren Antrag vor.

Reb Elias war natürlich einverstanden, hier doppelt, weil sich die Frau bei der Festsetzung des Kost- und Lehrgeldes nicht knickrig zeigte. Er hoffe den besten Erfolg, versicherte er, seiner Erziehungsmethode habe auch der wildeste Range nicht wiederstanden. Und dann erklärte er dem Ankömmling in einladendster Weise die Bedeutung des Lineals, des Schemels und der Steine.

Der armen Frau gab es einen Stich durchs Herz, aber sie blieb fest, und als der Rebbe, wahrlich nicht aus Menschenliebe, fragte, ob sie nicht den Knaben mindestens jeden Sabbat über bei sich zu haben wünsche, erwiderte sie: „Nein! nicht eher, als bis er mindestens gut lesen kann.“

Aber Sender kam schon viel früher heim: am Abend desselben Tages. Das Bübchen hatte sich mühsam bis zum Mauthause geschleppt und wenn es auch vor blutigem Weinen nicht zum Reden kam, so erzählte doch der arme, zarte Leib, daß der Erzieher neben der alten Betschul bereits im Laufe des einzigen Tages Zeit gefunden, alle drei Mittel in Anwendung zu bringen.

Die düstere Frau wusch und kühlte schweigend den Körper ihres Lieblings und bettete ihn an gewohnter Stelle. Dann verbrachte sie schlaflos die Nacht an seinem Lager und weinte vor sich hin, weinte zum ersten Male seit langen Jahren. Aber als Sender wieder wohl war, zerrte sie ihn doch zurück zum Cheder. In dieser Frau war eine unheimlich starke Kraft des Willens, stärker, als in den meisten Männern ihres Stammes.

Man soll nicht überflüssig Düsteres berichten, und nichts auf Erden ist düsterer als grausames Leid, das sich über hilflose Kindheit entlädt. Darum kein Wort über die Art, wie Reb Elias die Wiederkehr des Flüchtlings feierte, und über die Methode, durch die er ihm schließlich doch das Lesen beibrachte.

Das geschah freilich erst nach zwei Monaten. Aber dann sah sich Reb Elias genötigt, einen Besuch im Mauthause zu machen.

„Ich habe ihn wirklich weit gebracht“, erklärte er, „wir könnten jetzt sogar schon mit dem Übersetzen anfangen, aber der Bub ist so trotzig. Aus Trotz hat er sich jetzt in eine Ecke gelegt und will nichts mehr essen.“

Die Frau ging zu dem Kinde. Und als sie an seinem Lager niederkniete, da wurde sie inne, daß Sender in seinem Trotze noch viel weiter ging: das Bübchen atmete kaum noch und sein linker Arm war gebrochen. Frau Rosel blickte den Rebbe mit einem langen Blicke an, daß er entsetzt in eine Ecke zurückwich. Dann hob sie den Knaben in ihre Arme und trug ihn heim.

Der Arzt machte anfangs ein bedenkliches Gesicht, weil der Bruch so lange vernachlässigt geblieben. Aber in dem schwächlichen Knaben war doch etwas von der eisernen Natur des Vaters.

Nach vier Wochen war jede Gefahr vorüber.

An dem Tage, wo ihr der Arzt dies erklärte, wich Rosel zuerst vom Lager des Kranken.

Sie ging in ihr Gärtchen und schnitt dort eine lange, starke und doch biegsame Staude ab. Und so gerüstet machte sie dem Rebbe Elias Wohlgeruch einen Besuch. Von den Gesprächen, welche sie in stiller Kammer mit ihm gepflogen, wurden auf die Straße hinaus freilich nur unartikulierte Laute hörbar, aber ihr Inhalt blieb im allgemeinen doch nicht unbekannt.

So endete dieser Abschnitt in den Lehr- und Lernjahren des „Pojaz“ mit einer stark dramatischen Szene.

Viertes Kapitel.

Nun wechselt der Schauplatz dieser Geschichte; sie spielt nicht mehr in Barnow, sondern in Buczacz. Aber da dies gleichfalls ein erbärmliches galizisches Judennest ist und im selben Kreise, nur fünf Meilen von Barnow liegt, so ist dies anscheinend kein großer Unterschied. Aber nur anscheinend, in Wahrheit trennt die Bewohner beider Städtchen die tiefste Kluft. Wohl sind sie gleich ungebildet, gleich arm, gleich mißachtet, wohl tragen sie die gleiche Tracht und beugen sich demselben Gotte, aber sie dienen ihm in grundverschiedener Weise.

Die Juden von Barnow sind „Chassidim", Mucker und Schwärmer, wilde, phantastische Fanatiker, die zwischen grausamer Aszese und üppiger Schwelgerei seltsam hin und her schwanken. Sie halten sich — daher ihr Name — für die „Begnadeten" unter den Juden, weil ihnen andere tiefere Quellen der Offenbarung fließen: jene der „Kaballa", namentlich des Buches „Sohar". In Buczacz hingegen wohnen „Misnagdim", harte, nüchterne Leute, die vor allem die Bibel ehren, den Talmud aber nur insoweit, als er die Bibel erläutert, wie denn überhaupt die Geltung dieses Konversationslexikons bei keiner Sekte eine bindende ist, ja nicht einmal sein kann, weil es nicht viele Fragen gibt, über die der Talmud nicht sehr verschiedene Ansichten enthielte. Praktische, kühle Menschen, leben die Misnagdim schlecht und recht den Gesetzen ihres Glaubens nach, halten aber die zehn Gebote viel wichtiger als alles andere, erklären sich die Wunder in möglichst natürlicher Art, sind jedoch im übrigen jeder überflüssigen Grübelei abgeneigt. Jedes Gleichnis hinkt, vielleicht darf hier gleichwohl an den Gegensatz zwischen den protestantischen „Stillen im Lande" und den Rationalisten derselben Konfession erinnert werden — es ist aber eben nur ein entfernt ähnliches Verhältnis.

Da der Glaube der Juden des Ostens in allen Stücken das belebende Moment ist, der Urquell und Endzweck allen Strebens, so sind die Juden von Barnow und die von Buczacz in der Tat grundverschieden. In Barnow wird viel gefastet, aber auch viel gezecht, in Buczacz bewegt sich das Leben in gemessenem, einförmigem Gleise; in Barnow wird den lieben, langen Tag über gelehrte Dinge disputiert und nur in den Zwischenpausen gearbeitet oder gewuchert, die Buczaczer widmen sich dem Handwerk und Handel; der Fleiß, die bürgerliche Ehrenhaftigkeit sind größer, die Achtung vor geistiger Tätigkeit und die Opferfreudigkeit für Armut und Gelehrsamkeit geringer. Die Barnower sind exzentrisch und leidenschaftlich, die Buczaczer gelten als harte, berechnende Menschen. Die gleiche Frömmigkeit und der gleiche Druck von außen machen freilich diese Verschiedenheit dem flüchtigen Blick unkenntlich; der Pole oder Ruthene merkt es kaum, daß in Buczacz eine andere geistige Atmosphäre herrscht, als in den übrigen Städtchen des Kreises, wie auch dem schlesischen Wasserpolaken der Unterschied zwischen einem Herrnhuterorte und einer protestantischen Industriestadt nicht ganz klar ist. Der Kundige kann ihn freilich nicht übersehen.

Auf diese Eigenschaften der „Misnagdim" baute die Rosel Kurländer ihre Hoffnung. Wenn ein Gast irgendwo schlecht bewirtet worden ist, so sagen die Leute in Podolien: „Man hat ihn aufgenommen wie die Buczaczer einen „Schnorrer". Diese nüchternen Leute haben einen Abscheu gegen alle unsteten Lumpe, auch wenn diese sehr fromm sind und lustige Geschichten erzählen. Hier konnte der Knabe, rechnete die kluge Frau, am leichtesten Verachtung jenes Lebens lernen, zu welchem ihn geheimnisvoll die Stimme des Blutes zog. Sie gab ihn in das beste Cheder zu Buczacz, das ein gutmütiger, wohlbeleibter Mann leitete, Simon Baumgrün.

Simon prügelte nicht gern, weil er dabei in Hitze kam, auch begnügte er sich mit drei bis vier Stunden täglichen Unterrichts. Der gravitätische, unbehilfliche Mann ward von seinen Schülern aufrichtig geliebt, weil sie herausfühlten, daß er sie liebte. Auch unser „Pojaz" machte da wohl im Grunde seines Herzens keine Ausnahme, aber er offenbarte diese Liebe in recht eigener Weise . . .

In den ersten Wochen ging freilich alles gut. Der Schmerz der Trennung war leicht verwunden; die fremde Umgebung beschäftigte den Knaben. Zwar kamen ihm die Leute von Buczacz langweiliger vor als jene der Heimat, dafür war's aber bei Simon Baumgrün besser als bei Elias Wohlgeruch. Aber der gute Simon hatte ein komisches Äußere und das nährte den Dämon, der in dem hastigen Buben hauste. Sender äffte dem Lehrer nach, erst heimlich, dann offen, er tat ihm tausend Streiche an. Wenn Simon in seiner Dose statt seines „gemischten Ungarischen" Sand fand, wenn er sich nicht wieder vom Sessel erheben konnte, weil dieser mit Leim bestrichen war, wenn er statt des Taschentuchs einen Kinderstrumpf hervorzog, wenn er statt des guten alten Moldauers, welcher zu seiner Labe bereit stand, den sauersten Essig zu kosten bekam — der „Pojaz" hatte es verschuldet, dies und noch viel mehr. Denn nur während des Unterrichts war der Lehrer der Gegenstand seiner Vergnügungen, für den Rest des Tages die ganze Gemeinde.

Noch heute erzählen die Leute von Buczacz, halb ärgerlich, halb belustigt, tausend Streiche von dem Kobold, der drei Jahre in ihrer Mitte gehaust.

Da kamen einmal in der Frühe jene Männer und Weiber, die regelmäßig in der Lotterie zu spielen pflegten, unter großem Freudengejohle vor der Türe des Kollektanten zusammen und jeder versicherte, Gerson, der Kollektant, sei gestern abend bei ihm gewesen und habe ihn aufgefordert, morgen früh einen großen Gewinn zu erheben.

Als ihrer immer mehr zusammenkamen, alle mit gleich strahlenden Gesichtern, da ward ihnen die Sache doch etwas bedenklich. „Gerson hat sich vielleicht geirrt," meinte wohl der und jener, aber jeder war überzeugt, der Irrtum beziehe sich auf des Nachbars Gewinst.

Endlich begannen sie unwillig an der verschlossenen Ladentür zu pochen. „Gerson, mach auf! Gerson, mein Geld!" Und sie wurden immer ungestümer, bis endlich das Weib des Kollektanten erstaunt öffnete.

„Es hat ja diese Woche niemand gewonnen," versicherte sie, „und eben darum ist mein Mann, weil ohnehin nichts zu tun war, gestern nachmittag nach Kolomea gefahren!"

„Aber er ist ja gestern abend an meiner Tür gewesen," schrie der eine.

„An meinem Fenster!" schrie der andere.

„Meine Nummern sind herausgekommen 2, 5, 27."

„Meine, meine 17, 48, 80."

„Schweigt, ich hab' ein Terno, 46, 57, 89."

Der Lärm wurde immer größer — die Frau wußte sich der Anstürmenden nicht zu erwehren und schrie um Hilfe.

Schließlich stand die ganze Gemeinde um den Laden, die Betroffenen wütend, die Zuschauer lachend. Der Knabe aber, der durch sein Nachahmungstalent den ganzen Spuk angerichtet hatte, saß zur selben Zeit mit ungewohntem Ernst zu Füßen seines Lehrers und nur zuweilen zuckte es wie ein Blitz über das blasse Antlitz.

Dieses Talent entwickelte sich überhaupt immer mehr und es ist schwer zu sagen, ob die Juden von Buczacz mehr Freude oder mehr Verdruß davon hatten. Auch der harmloseste Mensch hört es gern, wenn man seinen lieben Nächsten ein wenig verspottet, und darum war Sender in den meisten Häusern ein gern gesehener Gast.

Da stellte sich der Knabe hin: „Ratet, wer ist das?" Und dann hörte man eine sanfte Lispelstimme: „Erbsen! immer Erbsen! Weib! warum gibst du mir niemals Fleisch?" Worauf eine polternde Frauenstimme erwiderte: „Mit Braten bist du aufgewachsen? Verdien' dir das Fleisch!" Der Mann fuhr fort zu flehen das Weib zu poltern — man brauchte bloß die Augen zu schließen und hätte schwören mögen da zanke sich der kleine Chaim Roser wieder einmal mit seinem großen Weibe Rifka.

Ein Hauptstücklein des Knaben war's, sonderbare Käuze in verschiedenen Gemütszuständen vorzuführen — zärtlich oder betrunken, zornig oder furchtsam. Seinem Lehrer hatte er vollends jede Gebärde abgeguckt — es war den Zuschauern fast unheimlich ob solcher Naturtreue.

Aber er bedurfte dazu nicht erst langjähriger Beobachtung.

Da war einmal ein berühmter Rabbi ins Städtchen gekommen, verweilte über den Sabbat und hielt am Vormittag eine Gastpredigt. Am Nachmittag war bei Moses Fränkel, einem reichen Manne, in dessen Hause der Rabbi abgestiegen war, zu dessen Ehren ein Fest. Niemand wurde besonders eingeladen, es war nach der Sitte dieser Kreise selbstverständlich, daß jeder kam, der Lust dazu hatte, Greise, Männer und Knaben. Darunter natürlich auch Sender.

Während sich die Frauen des Hauses in einem Nebengemach um die Gattin des Gastes scharten, suchten die Männer den hochwürdigen Herrn nach Kräften zu vergnügen. Zu diesem Zwecke ward ihm auch Sender vorgeführt und machte seine Stücklein.

„Könntest du auch nachahmen, wie ich rede?" fragte der Rabbi.

„Warum nicht?" erwiderte der Knabe und begann eine Kopie der Predigt, Zug um Zug getreu, bis auf die Art des Atemholens.

Die Leute sahen sich verlegen an, der Rabbi lächelte, aber immer gezwungener. Da ward die Tür des Nebengemachts geöffnet, „Verzeiht" sagte die Dienerin, „aber die Rebbezin möchte hören, was ihr Mann predigt."

Die eigene Gattin des Mannes hatte sich täuschen lassen!

So ward Sender unter den nüchternen Leuten von Buczacz nicht selber nüchtern, steckte sie vielmehr mit seinen Torheiten an.

Aber es ging dabei nicht immer so harmlos zu. Der schlanke, blasse Junge steckte voll Tücken und Nücken. Nur aus Übermut und weil es nun einmal Menschenart ist, seine Krallen zu brauchen, wenn man sie hat; wer sie nicht hat, findet das freilich unverzeihlich. Aber gut war der Junge dabei doch, grundgut und warmherzig. Er dachte

nicht auf Besitz. Schenken war seine Leidenschaft, und einmal kam er ohne Stiefel, ein andermal ohne Hut heim, weil er sie an Arme verschenkt hatte.

Solche Züge versöhnten den guten, dicken Simon immer wieder mit seinem ungezogenen Zögling. „Eben ein Pojaz!" sagte er achselzuckend.

Minder gleichgültig nahm es die Rosel, als sie endlich nach zwei Jahren zum dreizehnten Geburtstage Senders nach Buczacz hinüberkam und die Ergebnisse der Erziehung überblickte. Mit dem vollendeten dreizehnten Jahre tritt der jüdische Knabe, wie bereits erwähnt, in den Bund der Männer, und dies ist auch in der Regel die Zeit, wo er einen bestimmten Beruf wählen muß.

„Meine liebe Frau Rosel", sagte Simon bekümmert, „fünfhundert Knaben habe ich bis zum dreizehnten Geburtstag unterrichtet, fünfhundert Ratschläge habe ich gegeben — Euch weiß ich keinen. Zum Handelsmann taugt der Junge nicht — er schenkt ja alles weg! Zum Gelehrten auch nicht — er hat einen guten Kopf, aber keinen Fleiß!"

Die kluge Frau faßte sich rasch und wußte Rat.

„Dann muß er eben Handwerker werden", entschied sie und gab ihn zu einem Uhrmacher in die Lehre.

So begann der dritte Abschnitt im Leben dieses sonderbaren Menschen, aber er endete jäh und bald.

Auch hier ging anfangs alles prächtig. Der Lehrherr, Hirsch Brandes, war nicht bloß der beste Uhrmacher des Kreises, sondern auch einer der vernünftigsten Männer von Buczacz. Er hielt den Knaben kurz, und dieser fügte sich, solange ihn die veränderten Verhältnisse und das neue Handwerk interessierten. Dann begann er sich zu langweilen und machte tausend tolle Streiche. Und endlich auch einen, infolgedessen er die Stadt verlassen mußte.

Da schlug nämlich einmal in später Abendstunde eines Herbsttages der Holzklöppel des Schuldieners von Buczacz, des kleinen, melancholischen Mendele, dreimal im wohlbekannten Takte an alle Fenster des Städtchens und mit seiner näselnden, ewig umflorten Stimme forderte Mendele die Leute auf, morgen schon um vier Uhr zum Gebete zusammenzukommen, der Rabbi befehle es und werde morgen selbst den Grund offenbaren.

Seufzend erhoben sich schon in der dunklen, kalten Frühe die Familienhäupter aus ihren warmen Betten und schlichen zur „Schul". Aber das Gebethaus war verschlossen und nun warteten sie zähneklappernd auf Mendele und den Rabbi.

Inzwischen waren auch diese beiden geweckt worden.

Der Rabbi hörte an seinem Fenster die wohlbekannten drei Schläge, und als er sich aufrichtete und erschreckt rief: „Mendele was ist geschehen?" erwiderte dieser: „Auf, Rabbi, in der Schul steckt ein böser Geist und poltert. Es stehen schon eine Menge Leut' draußen, aber ohne Euch trauen sie sich nicht hinein!"

„Gott! Gott!" rief der alte Mann entsetzt, „es ist gewiß Berisch, der Schenker, der keine Ruh' im Grabe hat, weil er so viel Wasser in den Schnaps gegossen hat!"

Und er fuhr hastig in seine Kleider.

Gleich darauf klopfte es an Mendeles Fenster: „Ich bin's", rief eine kreischende Frauenstimme, „Mirl, die Köchin des Rabbi! Ihr sollt sogleich mit den Schlüsseln zur Schul' kommen. Drinnen hört man einen bösen Geist, die halbe Gemeinde steht schon draußen!"

„Gottes Schutz über Israel", stöhnte das Männchen erschreckt und stürzte halbbekleidet zur Schul'.

„Hört ihr's schon lang?" rief er den Männern entgegen.

„Was?"

„Den bösen Geist, der drinnen ist?"

„Bist du verrückt — man hört ja nichts!"

„Aber der Rabbi hat es mir sagen lassen."

Im selben Augenblick kam auch dieser herangekeucht.

„Leut'!" rief er, „es ist Berisch, der Schenker!"

„Der ist ja begraben!"

„Eben darum! Ein Lebendiger kann nicht als Geist des Nachts in der Schul' poltern."

„Aber es poltert ja nichts, Rabbi!"

„Wie? Mendele hat mich doch geweckt!"

„Rabbi! Ihr habt mich ja wecken lassen, durch Eure Köchin!"

„Was? . . . Was? . . . Du warst ja bei mir!"

„Aber Mendele, warum hast du uns gestern abend herbestellt?"

„Ich euch? — Verrückt seid ihr!"

„Verrückt bist du, du warst ja bei uns allen!"

„Ich?"

Dem armen Mendele begann es im Hirn zu wirbeln und nicht minder dem Rabbi und den Leuten. So schrien, riefen, klagten, schimpften sie wirr durcheinander, in dichtem Knäuel schoben sie sich hin und her, die tiefe Dunkelheit mehrte den Wirrwarr — es war eine unbeschreibliche Szene.

„Ein böser Geist," rief plötzlich einer mit durchdringender Stimme, „das kann nur ein Geist angestiftet haben."

„Ein Geist," wiederholten die anderen und schoben sich noch enger zusammen. „Horch! da klopft er ja wirklich in der Schul'."

In der großen Aufregung hörten sie in der Tat, was nicht zu hören war.

Da faßte sich endlich einer und rief: „Hört mich, ihr Leute! Ein böser Geist hat es angestiftet und aus vernünftigen Leute Verrückte gemacht. Aber vor dem braucht ihr euch nicht zu fürchten."

Es war Hirsch Brandes, der Uhrmacher. „Umsonst ist mein Sender gestern abend nicht so spät nach Hause gekommen!" fügte er bei.

„Der Pojaz!" riefen alle — es fiel ihnen wie Schuppen von den Augen. „Erschlagen soll man ihn — kommt — kommt — lebendig kommt er uns nicht aus den Händen!"

Aber da rief Hirsch Brandes: „Laßt das mir, ihr Leut', er soll sein Teil bekommen, und dann hinaus mit ihm — aus meinem Haus und aus der Stadt!"

So geschah's. Als Sender um die Mittagsstunde desselben Tages Buczacz verließ, da nahm er nicht bloß im Herzen, sondern auch in anderen Körperteilen lebhafte Erinnerungen mit an die Stadt seiner Jugend.

(Fortsetzung folgt.)

Der geöffnete Serail.

Von Henry Collis.

Im modernen Stambul. — Der Serail und seine Kiosks. — Die Fahne und der Mantel des Propheten. — Die Steintafeln von Boghaz Keni.

Die Welle des nationalistischen Gefühls, die durch die moderne Türkei geht, hat zwei sonderbare Resultate gezeitigt, die dem Konstantinopel von heute ein neues Gesicht gegeben haben. Das orientalische Gesicht der Stadt ist verschwunden, und doch widmen sich die modernen Türken mit großem Eifer der Erhaltung dessen, was an das ottomanische Reich, an die unmittelbare und frühere Vergangenheit erinnert. Das Meer roter Feze, gewissermaßen ein Charakteristikum des alten Stambul, ist verschwunden. Die Mengen, die sich auf dem Kai von Galata drängen und schieben, tragen Kopfbedeckungen in allen Variationen: Strohhüte, Mützen, steife Hüte, weiche Hüte und in allen Stadien des Zerfalls. Droben in der „Grande Rue de Péra" sind die Kopfbedeckungen etwas besser und werden auch mit mehr Grazie getragen, aber im alten Stambul wirken sie ebenso plump und ungeschickt, wie wenn man den nach westlichem Muster ausgestatteten Soldaten der neuen Türkei Zylinderhüte aufsetzen würde. Überall ist der etwas krampfhafte Wille erkennbar, sich auf jeden Fall, koste es was es wolle, der westlichen Zivilisation anzupassen. Und während diese Revolution im Leben des türkischen Volkes vor sich geht, bemerkt man mit Staunen eine andere Bewegung des kulturbedürftigen Türken, gewisse Erinnerungen an die Vergangenheit wie Reliquien zu erhalten und sie fürsorglich zu pflegen.

Eine der wichtigsten kulturellen Erscheinungen ist die Öffnung jenes berühmten Palastes, den die Türken „Topkapou" und die Europäer Serail oder Seraglis nennen. In den Tagen des Abdul Hamid und zur Zeit seiner Vorfahren war es für den Türken praktisch unmöglich, in den Serail zu gelangen, und Fremden gelang es nur selten, sich durch Vermittlung ihrer Gesandtschaft Zugang zu verschaffen. Und selbst dann, wenn es nach langem Warten gelungen war, die Erlaubnis zum Betreten des fürstlichen Heiligtums zu erhalten, wurden die Besucher sorgfältig geführt und geleitet, damit der Fremde nichts zu sehen bekam, was an Intimitäten des Herrschers erinnerte, trotzdem dieser „Alte Serail" im 19. Jahrhundert nur selten als Residenz in Frage gekommen war und von dem neuen Schloß „Dolme Batche" in den Schatten gestellt wurde.

Mancher Saal, manche Gebrauchsgegenstände mußten vor der endgültigen Eröffnung ausgebessert werden, denn die letzten Kalifen taten wenig oder nichts, um das Innere der Gebäude in Stand zu halten. Wer aber heute eintritt, hat unwillkürlich das Gefühl, daß in diesem Palast mehr europäische Geschichte entstanden ist und geplant wurde als an irgend einer anderen Stelle Europas.

Im ersten Hof herrscht eine angenehme erquickende Kühle. Unter dem Schatten der Cypressen gelangt man zu der Stelle, wo die Sultans ihre großen Zeremonien abzuhalten pflegten. Eine kleine und unscheinbare Öffnung im Pflaster bezeichnet die Stelle, wo die Fahne des Propheten aufgepflanzt wurde, wenn der „heilige Krieg" verkündet wurde. Wie oft hat sich das Gesicht Europas durch diese

Zeremonie geändert! Mehr Eindruck macht der berühmte Diwan, vor dem sich die Minister des Sultans und die fremden Gesandten versammelten, wenn der „Herr aller Türken" geruhte, mit ihnen durch ein enges Holzgitter zu sprechen. Allerdings war auch eine persönliche Audienz möglich, drüben im Thronsaal, wo sie auf bequemen Polstern vonstatten gehen konnte. Daneben spielte ein kleiner Springbrunnen, so daß kein Horcher die Unterredung belauschen konnte.

Dahinter ändert sich der Charakter des Serail. Anstatt der großen prunkvollen Höfe und Gebäude finden sich kleine „Kiosks", von den Kalifen zu ihrem Privatvergnügen errichtet. Ein solcher, 1635 erbaut, erinnert an die Eroberung von Erivan, ein anderer, aus dem Jahre 1638 stammend, an die Einnahme von Bagdad. Abdul Medjid errichtete einen der am schönsten gelegenen Kiosks Anfang des 19. Jahrhunderts. Leider kümmerte er sich nicht um die traditionelle türkische Kunst, sondern ließ zwei ältere Kiosks niederreißen und an ihrer Stelle ein Gebäude errichten, das ganz im Stil Louis Philippe gehalten ist. Es ist der einzige Mißton im den sonst vollkommen orientalischen Gebäudegruppen. Ein anderer Kiosk, beinahe vollständig aus Holz hergestellt, ist ein Wunder an Farbe und Formenreichtum, es ist der Kiosk Mustafa Paschas und schon mindestens zweihundert Jahre alt. Vielleicht jedoch gebührt die Krone dem Bagdad-Kiosk, der überall mit den feinsten und kostbarsten blauen Fayence-Platten belegt ist.

Einige Teile des Serails sind noch nicht geöffnet, weil noch an der Instandsetzung der Räume gearbeitet wird. Zu ihnen gehören die Schatzkammern mit ihren vielen Smaragden und eigroßen Rubinen und die Bibliothek, ein abgesondertes Gebäude, das überall wertvolle, seltene, orientalische Manuskripte, von denen eine ganze Reihe noch nicht erforscht worden sind, enthält.

Trotz aller krampfhaften Modernisiersucht hat man dennoch auf die religiösen Gefühle der gläubigen Mohammedaner insofern Rücksicht genommen, als ein kleiner Teil des Serail für die „Ungläubigen" verschlossen bleibt. In der Nähe des Erivan-Kiosk ist das Allerheiligste des gesamten Serail und in ihm der Mantel des Propheten.

Mit der Eröffnung des Serail, dessen vollständige Erneuerung und Ausbesserung noch ein bis zwei Jahre in Anspruch nehmen wird, wird das Herz des alten Stambul offen gelegt. Die Regierung hat außerdem angeordnet, daß die in Konstantinopel und in der Nähe der Stadt vorhandenen kostbaren Gemälde und sonstigen Kunstgegenstände in den beiden Museen untergebracht werden. Das alte ottomanische Kunstmuseum reichte für die herbeigeschleppten Gegenstände nicht aus und es entstand das „Neue Museum asiatischer Kunst", in dem prächtige Gruppen assyrischer, heltitischer, sumerischer und aramäischer Skulpturen vorhanden sind. Das Glanzstück ist eine Anzahl Steintafeln aus der alten sagenhaften Stadt Boghaz Keni, mit den ältesten Aufzeichnungen.

Die Falsche.

Oder: Pech muß der Mensch haben.

Als sich der englische Oberst Wakefield vor 15 Jahren nach Indien versetzen ließ, war er regelrecht verliebt. Man weiß zwar nicht, ob er sich deshalb versetzen ließ, weil er so verliebt war, jedenfalls hatte er es vor seiner Abreise nicht gewagt, der Angebeteten einen Antrag zu machen. Doch mit der Entfernung wächst der Mut, und als er in Indien eintraf und auf seiner einsamen Station im Gebirge saß, dachte er, was kann mir noch passieren, ich schreibe ihr. Und da ihm die Verliebtheit und die Sehnsucht keine Ruhe ließ, telegraphierte er sogar ein langes Kabel hinüber des Inhalts, ob „sie" geneigt sei, ihn zu heiraten, und wenn ja, ob sie gleich nach Indien kommen wolle.

Der Oberst hatte sich bestimmt nicht viel Hoffnung gemacht auf ein Jawort, denn schließlich kommen in England die Soldaten weit hinter den Diplomaten und Grundbesitzern, und eine einsame Station im indischen Hochgebirge ist kein Salon im Londoner Westen. Er war daher nicht wenig erstaunt, als postwendend die telegraphische Antwort eintraf, seine Angebetete habe sich nicht nur entschlossen, das Los der Ehe mit ihm zu teilen, sondern sei bereits auf einem Dampfer, der sie ihm in die Arme treibe.

Na, die hat Mut, dachte der Oberst.

Und als der Dampfer in Surat einlief, stand er am Ufer und winkte mit einem riesigen Blumenstrauß. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als nicht die junge, von ihm angebetete Dame, sondern deren gleichnamige etwas ältere Tante dem Schiff entstieg und in seine nicht mehr ganz geöffneten Arme sank.

Anfangs hatte er große Lust, einen Skandal zu machen, aber auf der Fahrt in seine Garnison stellte er fest, daß die Tante gar nicht so übel sei. Erstens war sie höchstens dreißig, zweitens war er fünf Jahre älter, drittens sah sie gut aus und viertens freute sie sich so ehrlich auf die Heirat mit ihm, daß er ihr als gutmütiger Mensch die Freude nicht verderben wollte und gute Miene zum bösen Spiel machte. Und siehe da, die Ehe mit der falschen Geliebten wurde ungeheuer glücklich, beide lebten sechs Jahre in einem Rausch, und als sie plötzlich starb, war Oberst Wakefield so untröstlich, daß er sich in die Heimat zurückversetzen ließ.

Hier traf er seine ehemalige Angebetete, die inzwischen auch in die Mitte der Zwanzig gekommen war, ohne einen Mann zu finden. Das hätte ihn eigentlich warnen müssen, doch wie die Männer mal sind, kaum war er wieder in ihrer Nähe, als die alte Leidenschaft aufloderte und er sie nach kurzer Zeit um ihre Land bat. Sie sagte nicht nein, besonders da dieser Mann, der sie hatte heiraten wollen und dann die Falsche erwischte, von einem gewissen Hauch von Romantik umgeben war.

Die Ehe dauerte drei Monate und war ein Martyrium für den armen Oberst, denn die Richtige erwies sich doch als die Falsche. Sie verpraßte Unsummen, ohne sich um ihren Mann zu kümmern und trieb ihn schließlich nicht nur zur Verzweiflung, sondern auch zu einem Anwalt, dem er die Scheidungsklage übergab. Nun ist es in England nicht einfach, eine Ehe geschieden zu bekommen, wenn die Frau nicht will und man ihr keinen Ehebruch nachweisen kann. Sieben lange Jahre mußte Oberst Wakefield warten, bis er wieder frei wurde, und drei Tage später saß er wieder auf einem Schiff, das ihn nach Indien bringt, und diesmal wird er bestimmt kein Telegramm mehr nach England schicken.

U. E.



Bunte Chronik



* **Leuchtkörper der Natur.** Neben den bekannten Glühwürmchen gibt es auch verschiedene Pflanzen und Pflanzenteile, die zur Nachtzeit aufleuchten. Eine Moosart, die man oft an steinigen Waldwegen findet, gibt ein schwachglimmendes Leuchten von sich, und auch die im Anfangsstadium des Verfaulens herumliegenden Buchen- und Eichenblätter irrlichtern auf ihrer Unterseite zur Nachtzeit.

*

* **Abschreckmittel.** Edison erhielt eines Tages in seinem Laboratorium den Besuch von vier neugierigen Herren, die sich das „Erfinden" Edisons ansehen wollten. Edison war zunächst sehr freundlich; als er aber bemerkte, daß die Herren nicht wieder weggehen wollten, erklärte er ihnen, er habe keine Zeit mehr, er müsse an die Arbeit. Das gerade fanden die Herren besonders interessant, und sie fragten angeregt, womit Edison sich augenblicklich beschäftige. „Mit Explosivstoffen!" erwiderte Edison! — „Herrlich!" — „Aber gefährlich!" — „Oh, wir haben Zutrauen zu Ihnen!" Als dies alles nicht half, griff Edison zu stärkeren Mitteln. Er verteilte einige Tropfen eines harmlosen, aber laut knallenden Explosivstoffes geschickt auf dem Boden und brachte ihn zur Entzündung. Plötzlich ging unter lautem Donnerschlag und Rauchentwickelung die Explosion los, die Fensterscheiben zersprangen, Apparate stürzten zusammen — die vier Herren sprangen wie besessen in die Höhe und verließen in hohen Fluchten diese lebensgefährliche Stätte. Edison hatte das Mittel etwas stark angewandt, aber es hatte restlos gewirkt. Später wandte er, um sich die sehr lästigen Interviewer vom Halse zu halten, einfach Knallgas an, dessen lautes Knallen immer den gewünschten Erfolg hatte.

Lustige Rundschau



* **Ausdauer.** „Wie geht's?" — „Schlecht. Ich habe deine frühere Frau geheiratet." — „Wie lange ist denn das her?" — „Vier Wochen." — „Mensch, ich gratuliere." — „Wozu?" — „Zu der Ausdauer."

*

* **Warum er sich kränkt.** Inspektor (im Gefängnis): „Werden Sie hier gut behandelt?" — Sträfling: „O danke, soweit bin ich ganz zufrieden, nur der Mangel an Vertrauen ist kränkend — man gibt mir den Zellenschlüssel nicht!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.